

Suzan und Julian Wolf

# **WUNDERWELTEN**

Die Geschichte einer Reise um die Welt.

Wunderwelten | Die Geschichte einer Reise um die Welt.

1. Auflage, November 2019

Copyright © 2019 Suzan und Julian Wolf

Haardtstraße 14, 68163 Mannheim

[kontakt@julian-wolf.com](mailto:kontakt@julian-wolf.com)

Illustration, Gestaltung und Satz: Suzan Wolf

[www.startnext.com/wunderwelten](http://www.startnext.com/wunderwelten)

Alle Rechte vorbehalten.

*Für alle, die uns inspiriert haben,  
für alle, die ihr Leben mit uns geteilt haben  
und für alle, die uns ziehen ließen  
und mit offenen Herzen wieder empfangen haben.*

# WUNDERWELTEN

Die Geschichte einer Reise um die Welt.



- X **EINE FRAGE, DIE ALLES VERÄNDERT**  
Prolog
- X **DAS ABENTEUER BEGINNT**  
Deutschland
- X **SLOW TRAVEL**  
Irland & Wales
- X **SUZIE GEHT INS KLOSTER**  
Thailand
- X **ANDERS DENKEN**  
Malaysia
- X **ALLES GEHT DEN BACH HERUNTER**  
Taiwan
- X **AUSNAHMEZUSTAND**  
Deutschland
- X **DIGITALE NOMADEN**  
Prag
- X **HANDSOME BERNIE**  
Australien

X **IN DER KOMMUNE**

Kalifornien

X **MAYA-MYTHEN**

Mexiko

X **ABENTEUERER**

Kolumbien

X **VOM AUSWANDERN**

Kanada



X **VERÄNDERUNGEN**

Kalifornien

X **WO WIR ALLES HABEN**

New York

X **WUNDER**

Island

X **DAS LEBEN DANACH**

Deutschland

## Abenteuer, Adrenalin und Action

*„Always go with the choice that scares you the most,  
because that's the one that is going to help you grow.“*

- Caroline Myss

Boom.

Boom.

Boom. Boom. Boom.

Mein Herz klopft schneller als der Takt einer Latin-Pop-Nummer. Meine Hände krallen sich in die Gurte, bis das Plastik mir ins Fleisch schneidet. Der Stoff meines Sitzpolsters drückt mir in den Rücken, so fest presse ich mich dagegen. Die Welt unter mir hat die Größe einer Modellbaulandschaft. Dann passiert es: Wir sacken ein Stück ab, einen halben Meter nur, aber es reicht, um mein Herz einen Schlag aussetzen zu lassen. Ich kralle mich noch fester, bis meine Arme anfangen zu brennen, ein flaues Gefühl steigt aus meinem Magen in meine Kehle und dann...

Moooooooooooooment!

Vermutlich steht den meisten Lesern gerade ein Fragezeichen im Gesicht. Was ist da los? (Einiges.) Ist der Typ jetzt verrückt geworden? (Nein – auch wenn ich es in diesem Moment wirklich für möglich gehalten habe.) Sind die beiden mit dem Flugzeug abgestürzt und schreiben dieses Buch jetzt aus dem Jenseits weiter? (Nein – auch wenn die Vorstellung, als Geisterschriftsteller um die Welt zu reisen, ziemlich cool ist.) Wovon redet der überhaupt? (Dazu kommen wir jetzt.)

In Kolumbien ist einiges passiert, bevor wir zu diesem denkwürdigen Tag im Juni kommen. Also der Reihe nach.

Das Land hat einen bleibenden Eindruck auf uns hinterlassen und zwar seit genau der Sekunde, in der unser Flugzeug in den Landeanflug ging und wir das erste Mal aus dem Fenster sahen. Hohe Berge, endlose Wälder, ein paar graubraune Flüsse, hin und wieder ein paar Städte und Dörfer – und dazwischen ziemlich viel unberührte Natur. Wildnis, wenn man so will. Kolumbien ist etwa drei Mal so groß wie Deutschland, aber ungefähr die Hälfte des Landes – das Amazonasgebiet im Südosten – ist fast nicht besiedelt. Die Ballungszentren beschränken sich auf die Karibik- und die Pazifikküste sowie die Andenregion.

Wer jetzt denkt, dass das verdammt abwechslungsreich ist, hat übrigens Recht. Wie viele Länder haben zwei komplett unterschiedliche Küstengebiete, ein riesiges Regenwaldgebiet und 4000 Meter hohe Berge? In Sachen Biodiversität und Artenvielfalt ist Kolumbien ein Paradies.

Wir landeten allerdings erstmal nicht im Paradies, sondern in der Großstadt, in Bogotá. Biodiversität bedeutete für uns zunächst, dass Anzugträger neben hippen Studenten über die Straßen liefen.

Bogotá ist mit einer Höhe von etwa 2600 Metern die dritthöchste Hauptstadt der Welt. Und das machte sich schnell bemerkbar. Beim Einatmen hatten wir das Gefühl, dass wir unsere Lungen nicht komplett mit Luft füllen konnten. Jeder Spaziergang fühlte sich an wie ein Marathon und Kopfschmerzen lauerten an jeder Ecke. Besonders Suzie erwischte die Höhenkrankheit ziemlich heftig, sie war ja in Mexiko schon erkältet gewesen, und so nahmen wir uns erst einmal eine kleine Auszeit, um uns zu akklimatisieren. Das wiederum fiel mir (und Suzie mit einiger Verzögerung) nicht schwer: Bogotá und ich, das war Liebe auf den ersten Blick.

Bogotá ist, zumindest im reichen Norden der Stadt, ziemlich vielfältig. Parks wechseln sich mit Altbauten ab, Anzugträger laufen neben Studenten umher, es gibt unheimlich viele Restaurants und Läden, dazu Street Art an jeder zweiten Häuserwand. Die Berge, die eigentlich von jedem Punkt aus in der Stadt sichtbar sind, schaffen ein tolles Panorama und

das paradoxe Gefühl, in einer Millionenstadt und trotzdem mitten in der Natur zu sein. Kurz: Bogotá ist unheimlich lebendig.

Ein besonderes Highlight unseres Aufenthalts war die Graffiti-Tour durch die historische Altstadt La Candelaria, während der wir eine Menge über die Kultur und die bewegte Geschichte des Landes lernten. Zum Beispiel über die Drogenkriege, die Paramilitärs, Pablo Escobar, die zahlreichen Rebellengruppen oder den Friedensvertrag von 2016. Dieser stellte sicher, dass sich die größte Rebellengruppe des Landes, die FARC, auflöste und ins gesellschaftliche Leben integrierte. Der damalige kolumbianische Präsident Juan Manuel Santos bekam dafür den Friedensnobelpreis verliehen. In der kolumbianischen Bevölkerung wird der Vertrag allerdings eher kritisch gesehen, da er den Rebellen angeblich zu viele Zugeständnisse macht.

Wir erlauben uns darüber kein Urteil, wünschen Kolumbien aber aus ganzem Herzen nichts anderes, als endlich ein bisschen Ruhe und Frieden zu finden. Das Land könnte es gut gebrauchen. Schon nach Unterzeichnung des Vertrags stieg das Touristenaufkommen im Land um fast 30 Prozent, was dringend benötigtes Geld ins Land spült. Man kann sich leicht vorstellen, was passiert, wenn die Kämpfe wieder ausbrechen sollten.

Trauriger Höhepunkt der Tour (und ein perfektes Anschauungsbeispiel für die Probleme Kolumbiens) war ein Satz unserer Gruppenführerin in einem alten Skatepark mit bemalten Betonwänden: „Wollt ihr nochmal hierherkommen? Lasst es lieber. Tagsüber und als Gruppe sind wir hier sicher, aber in ein paar Stunden würde ich das keinem mehr empfehlen...“

So etwas würde ich gerne mal den Leuten zeigen, die sich in Deutschland über No-go-Areas aufregen. Tatsächlich war die Sicherheitslage aber etwas, das uns positiv überrascht hat. Vor der Ankunft war uns doch etwas mulmig zumute angesichts der hohen Kriminalität und instabilen Lage, die viele Medien propagierten. Wir haben uns in ganz Kolumbien aber tatsächlich nie unsicher oder unwohl gefühlt – wenn man mit einem

bisschen gesunden Menschenverstand die schlimmen Ecken vermeidet. Wirklich Angst hatten wir eigentlich nur, wenn wir zu einem der vollkommen verrückten Taxifahrer ins Auto gestiegen sind und dieser uns in einem Affenzahn durchs Verkehrschaos geschleust hat.

Das galt übrigens für unsere komplette Weltreise: Wir wurden weder ausgeraubt noch bestohlen, noch haben uns die angeblich so zahlreichen Taschendiebe etwas entwendet. Der Touristenabzocker vor dem Wat Sacket in Bangkok war eigentlich die einzige negative Erfahrung, die wir gemacht haben, und das war unsere eigene Dummheit. Manchmal sollte man nicht alle Horrorgeschichten glauben, die einem übers Reisen so erzählt werden. Vielleicht hatten wir auch einfach nur Glück und wir möchten nichts verharmlosen. Wir haben auch Reisende getroffen, die in Guatemala eine Waffe am Kopf hatten, aber unsere persönlichen Erfahrungen waren gut.

So richtig verstanden, wo wir in Bogotá gelandet waren, haben wir erst, als wir mit der Seilbahn auf den Monserrate hinauffuhren, den Hausberg Bogotá. Die Luft war hier oben noch dünner, die Aussicht dafür aber fantastisch. Wir hatten ja mittlerweile so einige Städte gesehen, die uns aus ganz unterschiedlichen Gründen gut gefallen haben – das winterlich verwunschene Prag, das garten- und sonnenverwöhnte Melbourne, das wuselige Galway –, aber das? Bogotá schwappte unter uns durch den Talkessel wie ein umgefallenes Tintenfass. Häuser über Häuser, Stadtviertel, Straßen, alles zusammengedrängt in ein Tal, wobei die Ausläufer der Stadt allmählich auf die Hänge im Umland übergriffen. Wie eine solche Metropole inmitten der kolumbianischen Anden entstehen kann, kam uns vor wie ein Zeichen für menschliche Genialität, aber auch für Hybris, für Größenwahn – oder irgendetwas dazwischen. Was für ein Moloch!

Man kann einfach nicht in Worte fassen, wie gewaltig groß diese Stadt ist. Vielleicht können es tatsächlich Zahlen am besten sagen: Bogotá's Metropolregion hat eine Fläche von 4321 km<sup>2</sup>, das ist etwa fünf Mal so groß wie Berlin und halb so groß wie Melbourne, das uns ja ebenfalls rie-

sig vorgekommen war. Aber Melbourne kann man eben nicht von einem Gipfel aus in seiner Gesamtheit betrachten.

Bei diesem Anblick wurden bei mir Erinnerungen an eine ebenso wahnsinnige Aussicht wach: die vom Wat Saket in Bangkok, wo wir das erste Mal diese verrückte Metropole mit ihren Wolkenkratzern, Slums und goldverzierten Tempeln begriffen hatten. Der Kreis unserer Weltreise schloss sich allmählich.

Nach einer wahnsinnig spannenden und intensiven Woche verließen wir Bogotá dann schweren Herzens in etwas niedrigere Gefilde. Unser nächstes Ziel war das Städtchen Neiva am Rande der Tatacoa-Wüste, auf die wir uns schon länger ziemlich gefreut hatten.

Im Laufe unserer Weltreise hatten bis dahin ja schon einige Vegetationszonen erlebt, die wir zuvor noch nie gesehen hatten: tropische Regenwälder und Reisfelder in Südostasien, schier endloses Niemandsland in Australien, Mammutbaumwälder in Kalifornien. Eine Wüste war aber noch nie darunter gewesen – das musste sich ändern!

Technisch gesehen handelt es sich bei der Tatacoa-Wüste um einen Trockenwald. Wüste klingt aber viel einprägsamer und so stand es auch auf den offiziellen Straßenschildern. Außerdem befindet sich dort ein großes Observatorium, von dem aus man nachts die Gestirne betrachten kann. In der Tatacoa-Wüste herrschen nämlich nur 4 Prozent der sonst auf der Welt üblichen Luftverschmutzung, was für erstaunlich klare Nachthimmel sorgt.

Im Vorhinein hatte Suzie bereits herausgefunden, dass man dort in Zelten oder Hängematten übernachten konnte und sofort war unser Abenteuer-Detektor angesprungen. Eine Nacht in der Hängematte, abseits von Lärm und Luftverschmutzung, bei angeblich glasklarem Sternenhimmel mitten in der Wüste? Wir waren Feuer und Flamme!

Als wir nach einer höllischen Anreise im Minibus endlich dort angekommen waren, fragten wir also nach Hängematten und wurden zu einem überdachten Bereich geführt, in dem genau zwei Exemplare baumelten. Ein kurzes Testliegen später fragten wir uns ernsthaft, wie wir

darin die Nacht verbringen sollten. Vor allem ich hatte mit meinen 1,86 Metern Probleme, halbwegs gerade und nicht wie eine Banane darin zu liegen. Es sind die vielen Kleinigkeiten im Leben (wie etwa ein Bett), die wir auf unserer Weltreise erst richtig zu schätzen gelernt haben.

Vom Schlafen waren wir jedoch noch weit entfernt, wir wollten ja etwas sehen! Und der sogenannte Canyon der Tatacoa-Wüste enttäuschte uns nicht. So etwas hatten wir wirklich noch nie gesehen. Vor uns erstreckte sich eine rotbraune Landschaft voller Klüfte, Spalten und Furchen, die aussahen als hätte ein Riese mit einem Rechen darin gespielt. Es sah einfach nur mystisch aus, wie aus einer anderen Welt.

„Das wirkt doch wie eine Szene aus einem Indianerfilm, oder?“, bemerkte ich. „Stell dir mal vor, du reitest hier in einer Postkutsche durch und gerätst in einen Hinterhalt...“ Der Canyon trug seinen Spitznamen „Labyrinth“ nicht zu Unrecht.

„Oder stell dir mal vor, du bist ein Schamane“, meinte Suzie, „und kommst für ein Ritual hierher, um dich in einen Vogel zu verwandeln.“ Von solchen Ritualen hatten wir in Bogotá im Museum gelesen und wir konnten es uns nun beide ziemlich lebhaft vorstellen.

Angeblich war hier vor Urzeiten ein See ausgetrocknet und wir erinnerten uns an die Unterwasser-Täler und -Berge, die wir in Mexiko beim Schnorcheln gesehen hatten. Und noch ein abgedroschenes Sprichwort kam uns in den Sinn: Die Wüste lebt! Dass dort Kakteen wuchsen, hatten wir erwartet, aber daneben sprossen auch Sträucher, Bäume und sogar kleine Blümchen aus der rotbraunen Erde, ohne dass die Pflanzen dem Canyon seine einschüchternde, lebensfeindliche Kargheit raubten.

Wir stiegen vorsichtig eine Treppe aus alten Autoreifen herunter, um auf den Wanderweg mitten durch den Canyon zu gelangen. Plötzlich waren die Erdwälle riesig, mal umgaben sie uns wie die Gänge eines Labyrinths, dann wieder erreichten wir weitläufige, offene Plätze. Es wurde leiser. Die Sonne verdampfte langsam die schützenden Wolken, die Hitze brannte gnadenlos auf unsere Nacken. Das war dann auch der Grund, warum wir uns, nachdem wir uns zum ersten Mal in den Canyon hinein-

getastet hatten, recht schnell wieder in unsere Hängematten zurückzogen. Die eigentliche Canyon-Wanderung hoben wir uns für den nächsten Morgen auf, wo wir es dann gleich schafften, uns tüchtig zu verlaufen. In der Wüste verirren – wieder ein Punkt auf der Bucketlist abgehakt.

Als die Sonne sich auf den Horizont zubewegte, trauten wir uns noch einmal hervor. Wir wollten den Sonnenuntergang über dem Canyon genießen. An einem Aussichtspunkt hielten wir an, konnten es aber nicht lassen, noch einmal hinunter zu steigen und durch die Krater zu wandern. Bei Sonnenuntergang war es dort noch einmal gruseliger als bei Licht – ganz so als würden die Tiergeister der Schamanen durch die Schluchten schweben.

Der Sonnenuntergang war letztlich nicht so bunt wie erhofft, aber die Stimmung war dennoch unbezahlbar. Auf dem höchsten Felsen hatten sich zwei Kolumbianer mit Gitarre niedergelassen und sangen Oldies. Dazu gesellte sich das Wiehern der Pferde aus den nahen Ställen und die lauten Gespräche der kolumbianischen Großfamilie, die das Restaurant am Aussichtspunkt führte. Das Sternegucken fiel dafür ins Wasser: Erstens war es bewölkt, zweitens erleuchtete der Vollmond die Nacht. Das fanden wir zwar schade – nach diesem einen denkwürdigen Abend mit Bernie in Australien, an dem wir die Milchstraße über uns gesehen hatten, waren wir geradezu süchtig danach geworden, die Sterne zu beobachten – aber es war eben nicht zu ändern.

Unser Trip in die Wüste war also definitiv anders als gedacht, gelohnt hat er sich aber in jedem Fall. Und die Nacht in der Hängematte? Nun, breiten wir den Mantel des Schweigens darüber. Es war abenteuerlich. Und zwar eher ein Vier-Studenten-verirren-sich-im-Wald-und-werden-mit-Kettensägen-gejagt – Abenteuer, als ein entspanntes à la Fünf Freunde Zum Lesen und tagsüber abhängen waren die Hängematten spitze, aber ein gemütliches Nachtlager sieht definitiv anders aus.

Von Neiva aus flogen wir zurück nach Bogotá und fuhren dann mit dem Bus weiter nach Norden. In dieser Phase machten wir erneut Bekanntschaft mit einer Konstanten unserer Zeit in Kolumbien – endlos

lange Busfahrten. Eine kleine Zusammenfassung unserer Route durch Kolumbien: Sieben Stunden von Bogotá nach Neiva, fünf Stunden von Bogotá nach Villa de Leyva, neun Stunden von Villa de Leyva nach San Gil, elf Stunden von San Gil nach Medellín, sieben Stunden von Medellín nach Salento. Das alles größtenteils in Bussen, die auf den schwach ausgebauten Pisten ruckelten und schaukelten wie ein Fischkutter in einem Taifun. Dazu sprangen ständig fliegende Verkäufer rein und raus, die einem Früchte, Schokolade oder Chips verkaufen wollen. Manchmal auch Sänger mit Gitarre.

Einmal war es ein kolumbianischer Rapper, der mindestens eine miese Punchline über mich a.k.a. den Gringo mit dem blauen T-Shirt rausgehauen hat. Ein anderes Mal übergab sich in den ersten fünf Minuten der schaukelnden Fahrt ein Junge neben uns und die restlichen Stunden im Bus schwamm das Erbrochene auf dem Fußboden herum. Ja, in kolumbianischen Bussen kann man etwas erleben.

Was sich wie eine Tortur anhört und es teilweise auch war, hat uns in Kolumbien weit weniger ausgemacht als in anderen Teilen der Welt. Denn die Natur hintern den Busfenstern war einfach wunderschön, so weitläufig und unberührt, wie wir es noch nie gesehen hatten. Neunzig Prozent der Zeit fuhren wir durch den Dschungel, auf Serpentina durch die Berge, an Canyons und Staudämmen vorbei, durch Schluchten und Flusstäler, meist mit Blick auf nebelverhangene Täler, die sich ebenso schön wie mystisch zwischen den Bergflanken verstecken. Es war wirklich ein Erlebnis. Trotzdem waren wir meist froh, wenn wir endlich wieder aus dem Bus steigen durften.

Aber Kolumbien hat sich den Titel als Abenteuer Gipfel unserer Reise nicht durch waghalsige Busfahrten verdient. Das geschah erst in San Gil, einem kleinen Städtchen, das einige der steilsten Straßen der Welt sein Eigen nennt und auch die Abenteuerhauptstadt Kolumbiens genannt wird. Kleine Auswahl gefällig, was man dort alles machen kann? Bungee-Jumping, Canyoning, Höhlenklettern, Paragliding, Rafting, Gebirgswandern, Klettern und alles sonst, was das Herz der Zartbesaiteten

großzügig verschmäht. Zu denen hätte ich mich jedenfalls guten Gewissens dazu gezählt, hatte die Rechnung aber ohne Suzie gemacht.

„Weißt du, was ich hier gerne machen würde?“, fing sie am ersten Abend in San Gil an. „Paragliding!“ Ich stockte und wollte etwas antworten, aber Suzie fuhr fort. „Ich stelle mir das super cool vor – wie ein Vogel durch die Luft zu gleiten. Man fühlt sich da bestimmt so frei, wie man nur irgendwie sein kann. Und dann die Aussicht.“ Sie kam ins Schwärmen.

Ich dagegen erbat mir eine Nacht Bedenkzeit und – ich weiß bis heute nicht, wie es dazu kommen konnte – antwortete am nächsten Morgen, dass ich dabei war. Nur, damit wir alle von derselben Person reden: Ich war immer noch derselbe Typ mit Höhenangst wie zu Beginn unserer Reise! Aber es war zu spät. Einen Rückzieher ließ mein Stolz nicht mehr zu, außerdem gab es da diese absolut verrückte Stimme in meinem Hinterkopf, die mir allen Ernstes sagte, dass das Ganze ziemlich grandios werden könnte.

Am nächsten Abend liefen wir also zur Empfangsdame unseres Hostels, das zufälligerweise auch Paragliding-Flüge organisierte, und fragten, ob ein Flug möglich sei.

Sie nickte. „Morgen früh, halb zehn, hier“, erklärte sie.

Dann gingen wir hoch ins Bett.

In der Nacht fanden wir beide kaum Schlaf – ich, weil ich langsam immer mehr Bammel bekam, Suzie, weil es dank des Ventilators ziemlich kalt im Zimmer war und sie ihre Wollsocken nicht finden konnte. Die Probleme einer Weltreise...

Am nächsten Morgen um halb zehn wurden wir dann abgeholt und in ein Zimmer nebenan gebracht, wo wir ein paar Formulare ausfüllen mussten. Dort lernten wir auch unseren Flieger kennen, einen netten, jungen Kolumbianer mit gewöhnungsbedürftigem Fahrstil – der Gute fuhr uns nämlich gleich selbst in seinem klapprigen Auto zum Flugplatz.

Dafür bot die Fahrt mal wieder wunderschöne Aussichten, wie eigentlich immer in Kolumbien. Eigentlich waren diese schon beeindruckend

genug, wir hätten den Paragliding-Flug einfach wieder absagen können und es wäre trotzdem ein schöner Tag gewesen. Eine endlos weite Schlucht in hellen und dunklen Grautönen erstreckte sich vor uns, dahinter Berge soweit das Auge reichte. Der Chicamocha Canyon gehört zu den größten Canyons der Welt, außerdem war er in der Endauswahl für die „Sieben Naturwunder der Erde“, auch wenn er es schlussendlich leider nicht in diese illustre Runde hineingeschafft hat.

Und da würden wir gleich drüber fliegen. Was für ein Wahnsinn! Suzie drang die Vorfreude aus jeder Pore. Ich war ein bisschen aufgekratzt, aber es ging eigentlich noch ganz gut.

Der Absprungplatz lag auf einem kleinen Plateau am Rande des Canyons. Die Aussicht war hier schon gigantisch, aber wir hatten gar nicht genug Zeit, sie uns genauer anzuschauen. Keine zehn Minuten später, in der uns ein Helfer kurz (auf Spanisch) irgendwas über Thermalwinde und die richtige Landungstechnik erzählte, wurde Suzie schon vor einen Gleitschirm geschnallt und zack – ist sie weg. Ich komme mir ein bisschen allein und verloren vor. Die Anspannung wird größer. Die Zeit rast nur so dahin.

Also versuche ich, mir die Zeit zu vertreiben und wandere ziellos über das Plateau. Über mir ziehen bestimmt ein halbes Dutzend Gleitschirmflieger über den Canyon, aber ich kann nicht mehr erkennen, welcher davon Suzie ist. Um mich zu beruhigen, esse ich ein paar Bananen und einen Schokoriegel, aber das kann nicht überspielen, dass ich allmählich ins Schwitzen komme. War das wirklich eine gute Idee? Die Gleitschirme segeln über mir in hunderten Meter Höhe durch die Lüfte, ein majestätischer Anblick und doch – das Richtige für mich? Auf Meadow Farm habe ich mich geweigert, eine drei Meter hohe Leiter nach oben zu klettern, um dort eine Dachplane festzuschrauben. Ich muss verrückt geworden sein.

Dann geht alles ganz schnell. Keine zwanzig Minuten später ist Suzie zurück und geht in den Landeanflug. Sie lächelt, immerhin, ihr scheint es gefallen zu haben und gesund sieht sie auch noch aus. Auch die Landung

ist sanft. Helfer kommen und schnallen sie los, sie reicht mir ihren Helm und strahlt dabei übers ganze Gesicht. „Es ist der Wahnsinn da oben“, raunt sie mir zu, während ich in dasselbe Fluggeschirr gesteckt werde. Unser Flieger dirigiert mich zu einem Punkt am Rande des Plateaus. Der Wechsel hat höchstens anderthalb Minuten gedauert.

Und dann ist es soweit.

„Corre! Corre!“, schreit mir jemand ins Ohr. Lauf! Lauf!

Und ich laufe um mein Leben. Bloß lange Schritte machen und nicht zögern, das wurde uns vorher eingeschärft, sonst hebt man nicht ab und fliegt erst einmal ein Stück in den Canyon hinein, bevor man sich stabilisiert. Der Rand des Plateaus kommt immer näher. Dann spüre ich ein Ziehen an den Schultern, der Schirm spannt sich auf und wir heben ab.

Boom.

Und wir sind wieder am Anfang unseres Kapitels. Meine erste Minute Paragliding ist zum Vergessen. Mein Herz hämmert so stark gegen meine Brust, dass ich Angst habe, sie könne zerplatzen. Meine Handflächen brennen wie Feuer, so fest greife ich zu. Ich bin ungefähr so locker und entspannt wie ein Zementbrückenpfeiler.

„Move your ass back!“, schreit mir unser Flieger ins Ohr und ich ruckele mich notgedrungen tiefer in das Fluggeschirr hinein. Das bringt den ganzen Gleitschirm ins Wackeln und mein Magen schlägt wieder Salti. Winde aus allen Richtungen zerren an mir wie eine Meute ausgehungertes Hunde. Insgeheim schwöre ich mir, unser erstes Kind mit Zweitnamen „Thermalwind“ zu nennen, falls ich das hier überstehe.

Wir steigen höher, die Welt schrumpft unter mir zusammen, irgendwann kann ich Suzie unten auf dem Boden nicht mehr erkennen. Und dann mache ich eine bemerkenswerte Entdeckung: Es gibt eigentlich gar keinen Grund zur Panik.

Paragliding ist nicht rasant oder schnell, man fliegt nicht kopfüber und man baumelt nur selten, wenn ein starker Windstoß kommt, von einer Seite zur anderen. Es hat eigentlich nichts, aber auch gar nichts zu tun mit Adrenalinrausch-Momenten wie Bungee-Jumping oder Achterbahn-

fahrten. Ich steige einfach sanft und langsam höher und drehe mich dabei immer wieder um die eigene Achse, um die 360-Grad-Panorama-Aussicht zu genießen.

Und was ist das bitte für eine Aussicht!

In alle vier Himmelsrichtungen erstreckt sich der Canyon, eine krahende Kulisse für einen unscheinbaren braun-grauen Fluss, der sich unbeeindruckt von all der Pracht durch die Landschaft schlängelt. Grau und Grün soweit das Auge reicht, nur in der Schlucht selbst steht eine einsame Ansammlung weißer Häuser mit roten Ziegeldächern. Links von unserem Absprungplatz erstreckt sich ein dichter Wald, dessen Bäume von hier oben aussehen wie kleine Brokkoli-Köpfe. Vor mir liegt eine Hochebene, als hätte jemand dem Canyon ein Dach auf den Kopf gesetzt. Hinter mir sind die Hänge grauer, rau und schroff, weiße Linien laufen darüber hinab ins Tal. Es sieht aus wie Bergketten im Himalaya. Wäre die Höhenluft nicht gewesen, dieser Anblick hätte mich nach Luft schnappen lassen. Es ist ein Anblick, der demütig macht: Die Welt sieht so klein aus, so tief unter uns, und doch sind in Wahrheit wir die, die ganz klein sind und diese Wunder nur aus der Ferne bestaunen können. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass die Erde aus einer solchen Höhe so wunderschön aussieht. Die Freiheit hier oben über den Wolken ist, ja, tatsächlich, grenzenlos. Und die Ruhe. Bis auf das Säuseln des Windes ist kein Laut zu hören, aber auch der ist hier oben eher ein sanfter Begleiter als ein wilder Jäger.

„Wir sind jetzt zweihundert Meter über dem Boden“, ruft unser Flieger und dreht zur Seite ab. Kurz wird mir noch einmal flau im Magen, aber ich habe meine Panik jetzt im Griff. Wir nähern uns dem Wald zu meiner Linken und sinken wieder ein Stück. Die Brokkoli-Köpfe werden in Windeseile wieder zu von Lianen behangenen Baumriesen.

Danach steigen wir wieder hoch, sanft und im Einklang mit den Winden, bis wir über einen Kamm schweben, hinter dem wir in ein neues Tal hineinblicken. Dieser Canyon ist wirklich gigantisch. Er erstreckt sich von Nord nach Süd weiter als ich selbst von hier oben erkennen kann.

Wir sind jetzt 250 Meter hoch, der höchste Punkt unseres Fluges. Ein Stück unter uns kreisen Geier, ein Anblick, der mich wieder mal den Kopf schütteln lässt – wir sind sogar höher als die Vögel! Die Straßen und Wege sehen von hier oben aus, als hätte man sie mit einem Bleistift in die Landschaft gemalt.

„¿Muy bonito, sí?“, fragt unser Flieger.

Ich nicke erst, bis mir einfällt, dass er das ja nicht sehen kann. „¡Fantastico!“, rufe ich dann zurück. Keine Ahnung, ob das Spanisch ist, aber eigentlich war das in diesem Moment auch egal. Die Wunder der Natur sprechen eine ganz eigene Sprache.

Dann beginnt der Sinkflug. Ich spanne noch einmal alle meine Muskeln an und verstärke meinen Griff, aber meine aufkommende Panik ist unberechtigt. Es geht sanft nach unten, keine Spur von freiem Fall. Sanfte Winde tragen uns dem Erdboden entgegen. Unser Flieger fragt mich, ob ich noch Lust auf ein bisschen Akrobatik habe, aber ich lehne dankend ab. Suzie, die Wahnsinnige, hatte sich dagegen zu einem kleinen Trick überreden lassen. Sagen wir so – es war nicht ihr liebster Teil des Flugs. Eine halbe Drehung später war ihr kotzübel als sie auf dem Boden ankam.

Irgendwann taucht der Landeplatz unter uns auf, ich kann Suzie sehen, wie sie dasteht und fotografiert und von da an habe ich keine Augen mehr für den Canyon.

Die Landung ist sanft. Ich mache ein paar erste zögerliche Schritte und falle Suzie um den Hals. Die Erde hat mich wieder. Ich zittere leicht. Was für ein Erlebnis.

„Ich bin so stolz auf dich, dass du dich das getraut hast“, flüstert mir Suzie ins Ohr und drückt mich noch einmal fester.

Da bemerkte ich: Ich war auch stolz auf mich. Es ist einfach etwas ganz Besonderes, seine Ängste zu überwinden, vor allem dann, wenn man mit so einer Aussicht belohnt wird. Das Zittern ließ langsam nach und macht einem Lächeln Platz. Wir hatten es geschafft! Paragliding! Es war der aufregende Höhepunkt einer aufregenden Zeit in Kolumbien. Und der

Moment, in dem ich ein für alle Mal feststellte, dass 3 Meter auf einer Leiter schlimmer sind als 250 in der Luft. Muss man auch erstmal drauf kommen...

Nach so viel Aufregung wollten wir uns verständlicherweise ein bisschen entspannen und fuhren am nächsten Tag nach Barichara, einem schnuckligen Bergdorf eine knappe Stunde entfernt. Flache, altmodische Häuser mit Ziegeldächern dominierten das Stadtbild, dazu gab es bunte Balkone und steile Kopfsteinpflastergassen, das Ganze war durchsetzt mit kleinen Parks und Kirchen. Barichara war wirklich so schön und male- risch, wie es uns allerorts angepriesen wurde. Dementsprechend beliebt ist es bei kolumbianischen Touristen und Filmregisseuren.

Aber das Dorf selbst ist nicht das Einzige, was es in Barichara zu er- kunden gibt. Vom Dorfrand aus führt der sogenannte Camino Real ins Nachbardörfchen Guane, ein im 19. Jahrhundert vom deutschen Geo- logen Geo von Lengerke angelegter Wanderweg, der eine wunderbare Aussicht über die Berge versprach. Und in dieser Hinsicht hatte er nicht gelogen: Schon nach wenigen Metern Weg erwartete uns eine dieser ty- pischen, wunderschönen Aussichten über das kolumbianische Hochland.

Wir standen am Rande eines steilen Felshangs und überblickten ein weitläufiges Tal voll dunkelgrüner Wälder. Menschenwerk darin war rar, nur einige verwitterte Steinmauern lugten grau aus dem Blätterdach her- vor und zeigten, dass das Land von Viehzüchtern genutzt wurde. Dahin- ter erhoben sich die Berge. Es waren steile Gipfel, voller Furchen und Schluchten, und doch irgendwie heimelig, so satt blühte die Natur auf diesen Hängen. Die Spitzen lagen in den Wolken und nur vereinzelte Sonnenstrahlen brachen durch diese weiche Decke hindurch. Die Berge sahen aus wie in feinen Nebel getaucht. Nach dem Chicamocha Canyon gestern kamen wir uns vor wie im Panorama-Paradies. Der Weg hatte sich schon nach wenigen Minuten gelohnt!

Danach begann der Abstieg ins Tal. Wir folgten einigen gelben Markie- rungen, die alle paar Meter auf einen Stein gepinselt waren, und stellten fest, dass der Weg mitnichten unseren heutigen Ansprüchen an „Made

in Germany“ entsprach. Es war anstrengend – aber die Aussicht tröstete über vieles hinweg.

Und dann gelangten wir an einen Ort, den ich – mit aller gebotenen Kreativität – das Tal der Schmetterlinge oder spanischer (und poetischer) „El Valle de las Mariposas“ taufte. Denn es wimmelte dort nur so von Schmetterlingen in allen Größen, Farben und Formen. Schmetterlinge, wie wir sie noch nie gesehen hatten. Manche waren weiß und schimmerten fast türkis, andere neongrün, wieder andere hatten dunkle, farbig umrandete Augen auf den Flügel. Mein persönlicher Favorit war ein schwarz-orangefarbener Schmetterling, der bei näherer Betrachtung vier blutrote Flecken auf der Flügelunterseite enthüllte. So ein sattes Rot hatte ich in meinem Leben noch nie gesehen.

Gut gelaunt folgten wir den gelben Markierungen weiter durch den Talkessel, vorbei an Tümpeln, Steinmauern und friedlich grasenden Rindern. Unsere Begleiter waren die Schmetterlinge, die unermüdlich um uns herumflatterten. Der Weg wurde rauer. Teilweise war er von hohen Farnen bewachsen. Die Steine unter unseren Füßen wurden unebener, die Dornengewächse häufiger. Und dann wurde er noch rauer – zu rau, um genau zu sein. Wir stiegen immer weiter in das Tal hinein und waren bereits so lange unterwegs, dass wir längst in Guane hätten sein müssen. Immerhin blieb die Natur atemberaubend. Vor uns stürzte ein Wasserfall dutzende Meter von einer Steilklippe in die Tiefe und wir blieben kurz stehen und genossen den Ausblick. Aber nur ein paar Minuten später war die Herrlichkeit vorbei. Wir stießen auf einen Fluss, den wir nur mit Hängen und Würgen trockenen Fußes überqueren konnten. Spätestens da war uns klar, dass wir uns verlaufen hatten. Verdammte! Auf der Liste der Dinge, auf die man im Leben gerne verzichten könnte, steht „im kolumbianischen Dschungel verlaufen“ wahrscheinlich recht weit oben. Es war kurz nach fünf Uhr – eine Stunde vor Sonnenuntergang.

Wir hatten ein Problem.

Umdrehen kam nicht in Frage – der Rückweg hätte zweieinhalb Stunden oder mehr gedauert – also schleppten wir uns weiter. Der neue Plan

lautete: irgendwie eine Straße oder ein Dorf erreichen und von dort ein Taxi nach Barichara nehmen. Und zwar am besten, bevor es dunkel wurde. Also weiter. Wir folgten den gelben Markierungen, die – wie uns jetzt, viel zu spät auffiel – nicht den Camino Real kennzeichneten, sondern einen alten Rundweg zwischen versteckten Bauernhöfen im Dschungel.

Kurze Zeit später stießen wir dann auf besagte Bauernhöfe. Vor einem davon trafen wir einen Jungen, der uns anstarrte, als hätte er gerade einen Geist gesehen – Touristen waren selten hier im Dschungel.

„Wo ist denn die nächste Straße?“, fragte Suzie, die sich wenigstens einigermaßen auf Spanisch ausdrücken konnte.

Er antwortete in einem Schwall so schnell aufeinander folgender Worte, dass wir so gut wie nichts verstanden. Vierzig Minuten bis zu einem Dorf namens Cabrera, reimten wir uns zusammen und stapften weiter. In mir regte sich ein leiser Anflug von Panik, aber ich riss mich noch einmal zusammen. Mittlerweile war ich sowieso zu erschöpft, um Angst zu haben. Suzie ging es ganz genauso. Auf dieser Wanderung haben wir beide viel über Angst und Panik gelernt, und zwar, dass man manchmal in den fürchterlichsten Situationen keine hat. Angst ist dafür da, einen von dummen Aktionen abzuhalten; steckt man erst mitten drin, erfüllt sie keine Funktion mehr. Nennt es Überlebensinstinkt, aber irgendetwas übernahm an diesem Punkt unsere Handlungen und ließ keinen Platz für Angst. So liefen wir weiter durch den Dschungel, müde, aber angstfrei. Meine Zunge klebte an meiner ausgetrockneten Kehle wie das schweißnasse T-Shirt an meinem Körper.

Zehn Minuten später war da wieder ein Bauernhof. Suzie stellte unsere altbekannte Frage. „Wo ist denn die nächste Straße? Oder das nächste Dorf?“

Die Antwort kam als Schock, zur Abfederung wie üblich eingepackt in einen unverständlichen Wortwasserfall: anderthalb Stunden noch. Verdammte! Viel zu lange, um das noch im Hellen zu schaffen. Die Aussicht auf eine Nacht im Dschungel zog vor meinem inneren Auge vorbei und dann war da natürlich doch Panik. Dann fiel ein Wort im Redeschwall

unseres Gegenübers. Motortaxi. Dabei deutete er auf einen kleinen Pfad, der über sein Grundstück führte. Wir horchten auf. Er sagte noch etwas, es war wohl eine Frage und wieder fiel das verheißungsvolle Wort Motortaxi. Wir blickten uns kurz an und sagten dann gemeinsam: „¡Si!“

Unser Gegenüber stellte sich uns als Gustal Umberto vor und führte uns den Pfad entlang. Nach wenigen Minuten waren wir beim Nachbarhof angekommen, wo eine kleine Gruppe Menschen auf der Veranda saß und Latin Music aus zwei großen Lautsprechern dröhnte. Es gab auch einen Fernseher, stellten wir fest – die Moderne hat selbst im tiefsten kolumbianischen Dschungel Einzug gehalten. Die Situation hatte etwas Absurdes. Vier oder fünf Kolumbianer redeten gleichzeitig auf uns ein, wir verstanden nichts. Zwei kleine Chihuahuas strichen um unsere Beine herum, auf dem Hof gackerten die Hühner. Wir hatten keine Ahnung, wo wir waren oder wie wir dorthin gekommen waren, aber wir wussten, dass Gustal Umberto unsere beste Chance war, dort wieder rauszukommen.

Schließlich fanden wir heraus, dass eine Frau gerade mit jemandem telefonierte, der uns abholen würde. Umberto setzte uns zu zwei alten Leuten auf die Veranda und wir unterhielten uns mit ihnen. Versuchten es zumindest. Nach einer Viertelstunde, ausgiebigem Gelächter und zahllosen fragenden Blicken hatten wir uns vorgestellt. Für einen kurzen Moment ließen wir unser Abenteuer- und Weltreiseleben zurück und erhaschten einen Blick auf ein Leben, wie es unterschiedlicher nicht sein könnte. Als wir erzählten, dass wir aus Deutschland kommen, leuchteten die Augen der beiden Alten. Die Frau war 88 Jahre alt und hatte diese Gegend noch nie verlassen.

Und wir? Sind Weltreisende, die seit ihrer Kindheit daran gewöhnt sind, fremde Länder und Kulturen kennenzulernen – gibt es unterschiedlichere Gesprächspartner? Bei aller Kritik an unserem Leben zuhause, muss man festhalten: Es ist genau dieses Leben, das uns all diese Erfahrungen auf unserer Weltreise erst ermöglicht. Dafür waren wir in diesem Moment sehr dankbar. Große Augen machten die beiden auch, als wir erklärten,

dass wir noch keine Kinder hatten – in unserem Alter wäre das im Leben, das die beiden führten, wohl die Ausnahme. Irgendwann stellte uns die Frau, die telefoniert hatte, ein Bier und eine Limonade hin. Das Bier war eiskalt und erfrischte ungemein, stieg mir aber sofort zu Kopf – ich hatte seit viereinhalb Stunden Wanderung nichts mehr gegessen und stürzte es schneller herunter, als vernünftig war. Unsere Situation kam mir immer abstruser vor.

Und dann die Erlösung in Form von aufgeregten Rufen. Gustal Umberto kam und bedeutete uns, dass es Zeit war, zu gehen. Wir verabschiedeten uns und dankten allen Anwesenden überschwänglich für ihre Gastfreundschaft. Ein Stück den Hang hinab wartete ein Mann auf uns und wir stiegen gemeinsam mit Gustal Umberto ins Auto. Wir konnten unser Glück kaum fassen. Ich will nicht verschweigen, dass wir in der Zwischenzeit halbernst befürchtet hatten, man würde uns ausrauben, entführen oder an die Drogenmafia ausliefern – wir haben ja selbst die Horrorgeschichten gelesen. Die Wirklichkeit sieht eher so aus: Die allermeisten Menschen auf der Welt sind ziemlich nett und gastfreundlich.

Aber noch waren wir ja nicht in Barichara. Die Autofahrt war jedenfalls ein Erlebnis: Erst ging es im halsbrecherischen Tempo einen steilen Feldweg hinab, dann mussten wir – kein Scherz – einen Fluss durchqueren, in dem die Autokarosserie kaum noch aus dem Wasser ragte, dann heizte Umbertos Freund mit 65 km/h durch die immerhin gepflasterte Zwanzigerzone. Als wir endlich aus dem Auto stiegen und es tatsächlich zurück nach Barichara geschafft hatten, kam uns das vor wie ein Wunder. Abends lagen wir nebeneinander im Bett und konnten immer noch nicht fassen, was für ein Glück wir gehabt hatten und was für ein konfuser Tag hinter uns lag.

Nach diesen beiden Tagen war unser Bedarf an Abenteuer jedenfalls fürs erste gedeckt – nicht jedoch unser Bedarf an Ausflügen und Traumaussichten. Von San Gil fuhren wir weiter nach Medellín und in die künstliche Seenlandschaft in Guatapé, in der uns die laut Hinweisschild „beste Aussicht der Welt“ erwartete.

Es war eine wahnsinnig spannende Zeit, in der wir außergewöhnliche Tage am Fließband erlebten – ein einziges großes Abenteuer. Gleichzeitig aber auch eine extrem aufreibende Zeit. Wenn man lange genug nur Außergewöhnliches erlebt, wird das irgendwann zum Normalen. Die „beste Aussicht der Welt“ haut einen nicht mehr ganz so vom Hocker, wenn man vor zwei Tagen über dem Chicamocha Canyon geflogen ist. So war die Fahrt nach Guatapé „nur“ ein ziemlicher cooler Ausflug – so weit hatte uns Kolumbien getrieben. In vier Monaten würden wir beim Gedanken an diese Probleme lauthals lachen oder uns, je nach Stimmung, weinend im Keller vergraben.

Aber das war auch eine Besonderheit unserer Kolumbien-Zeit: Wir reflektierten jetzt, mit der Heimreise nur noch zweieinhalb Monate entfernt, viel über unsere Weltreise. Und stellten fest, dass wir nicht unbedingt die typischen Weltreisenden sind. Wir hatten auf unserer Reise jetzt schon einige andere Langzeitreisende kennengelernt und festgestellt, dass wir mit unserer einjährigen Auszeit ziemlich in der Unterzahl waren. Die meisten kündigen tatsächlich den Job und die Wohnung und ziehen einfach los. Wenn ich dann sage, dass ich mich auch auf mein Leben zuhause und mein Studium freue, ernte ich meist nur skeptische Blicke. Viele wollen tatsächlich einfach nur weg, weg aus ihrem alten Leben!

Das hat uns in Kolumbien ordentlich zum Nachdenken gebracht. Warum sind wir überhaupt auf Weltreise gefahren? Ich unterhielt mich mit Suzie darüber, als wir gerade ziellos durch die Straßen Medellíns stromerten.

„Ich glaube, der erste und wichtigste Grund, warum ich auf Weltreise gefahren bin, ist Spaß“, meinte ich. Und je länger ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich mir mit meiner Antwort. Mein Leben zu Hause hatte mir auch immer Spaß gemacht, ich habe nie den Drang verspürt, unbedingt von zu Hause wegzumüssen. Dieses Jahr sollte unheimlich viel Spaß machen und hat das auch, mehr als ich mir das je hätte vorstellen können. Natürlich wollte ich auch neue Dinge kennenlernen und meinen Horizont erweitern, aber ganz ehrlich? Lieber Spaß und nichts Neues lernen, als den Horizont erweitern, aber keinen Spaß haben.

Suzie dachte ein bisschen anders darüber. „Also nur Spaß ohne alles andere würde mir nicht reichen“, sagte sie. „Aber ich glaube, das bedingt sich auch gegenseitig. Der Spaß kommt ja von all dem Neuen, den inspirierenden Dingen, die wir auf der Reise kennengelernt haben. Und wenn man keinen Spaß hat, ist man auch nicht richtig aufnahmefähig für diese Erfahrungen.“

Da hatte sie recht, fand ich. Und trotzdem dachte ich weiter über dieses Thema nach. Wieso sind die Leute so süchtig nach dem Reisen? Wegen der Freiheit, schätze ich, genau wie bei Suzie. Aber bedeutet wahre Freiheit nicht, die Wahl zu haben? Zu entscheiden, ob man eine Weile zuhause lebt, oder sich eher in die Ferne gezogen fühlt? Ich hatte das Gefühl, dass bei vielen Reisenden, die wir getroffen haben, die Wage so deutlich in Richtung Fernweh ausschlug, dass es Züge einer Sucht trug. Reise-Sucht... Das sollte mal in die Liste der Krankheiten aufgenommen werden. Aber was hat eine Sucht mit Freiheit zu tun? Und was passiert mit ihnen, wenn sie zurückmüssen, weil das Geld ausgeht oder sie wieder näher bei ihren Familien sein wollen? Und was bedeutet überhaupt „müssen“? Was hält einen eigentlich davon ab, immer weiter zu reisen, wenn man das möchte? Irgendetwas – ob äußere Zwänge wie Geld und Job oder doch der Wunsch nach Heimat – muss es geben, sonst würde die Welt von Reisenden überschwemmt werden und Deutschland irgendwann verwaizen. Vielleicht ist es einfach die Tatsache, dass jeder Mensch eine Heimat braucht.

Suzie überraschte mich jedenfalls eines Tages mit der beiläufigen Aussage: „Ein bisschen freue mich ja auch schon auf zuhause.“

Ein Satz, der mir einen Stein von der Brust nahm und gut verdeutlicht, wie wir uns im Laufe dieser Weltreise verändert haben. Beim Aufbruch liebte Suzie die Ferne und ich die Heimat – jetzt schätzen wir beide beides. Kann man mehr von einem Jahr Weltreise verlangen? Letztlich hat jeder Mensch seine individuellen Gründe, zu reisen. Man kann den Menschen nicht in den Kopf schauen und ich wusste es mittlerweile besser, als irgendwen für irgendetwas zu verurteilen.

Solche Gedanken waren es jedenfalls, die uns in unseren letzten beiden Wochen in Kolumbien begleiteten. Von Medellín aus fuhren wir mit dem Bus weiter in die berühmte Kaffezone, wo wir zunächst einmal eine sehr informative Führung durch eine Kaffee-Finca machten. Wir durften selbst Kaffeebohnen pflücken (wer zur Hölle weiß bitte, dass Kaffee in Kirschen wächst?) und bekamen gezeigt, wie die daraus entnommenen Bohnen getrennt, gewaschen und geröstet werden. Nebenbei erfuhren wir mal wieder einiges über das Land und seine Bewohner.

Kolumbien ist nämlich neben Brasilien, Vietnam und Indonesien einer der vier großen Kaffee-Produzenten der Welt und dabei durchaus einzigartig. Kolumbianer rösten ihren Kaffee nämlich kaum, sodass er unheimlich mild schmeckt. Das Resultat schmeckt fast wie ein Tee mit Kaffeegeschmack und überzeugte sogar Suzie, die sonst überhaupt keinen Kaffee trinkt. Das bedeutet übrigens nicht, dass es in Kolumbien guten Kaffee gibt: Das gute Zeug wird exportiert, die Einheimischen trinken nur die B-Ware – die Welt ist manchmal wirklich ungerecht.

Damit waren wir nach den Cameron Highlands in Malaysia übrigens in den weltweit größten Tee- sowie Kaffee-Anbaugebieten. Hardcore-Anhänger des einen beziehungsweise anderen Getränks werden jetzt fragen: Was war cooler? Nun, die Tee-Felder sahen optisch beeindruckender aus, die Kaffee-Produktion war dafür spannender. Die Debatte bleibt heiß...

Nach dem Ausflug zur Kaffee-Finca fuhren wir weiter ins Valle de Cocora mit seinen sechzig Metern hohen Wachspalmen. Dort erlebten wir mal wieder einen dieser typischen Kolumbien-Momente. Wir kämpften uns erst zweieinhalb Stunden auf einem schlammigen Pfad durch den Dschungel, überquerten auf wackligen Holzbrücken einen Fluss und sahen dann das Tal der Wachspalmen vor uns ausgebreitet. Und was war das für ein Anblick!

Man kann diese Bäume schwer beschreiben, finde ich. Oder halt: Das kann man doch! Es sind sechzig Meter hohe, schlanke Palmen, die einzeln an den Hängen grüner Berge wachsen. So weit so gut. Was ich eigentlich meinte, war: Ich kann schwer beschreiben, was sie in uns auslösten. Denn

die Palmen waren so gigantisch groß! Sie schossen in den Himmel, als wollten sie die Sonne mit ihren Palmlätterkronen entstauben und waren dabei so schlank, dass ich locker mit den Armen um einen Stamm herum fassen konnte. Während Suzie vor mir durch das Tal lief, sah sie aus wie ein Däumling im Reich der Riesen. Zwischen den Palmen segelten Adler durch die Lüfte und schienen uns so klein wie Rotkehlchen. Wie können diese Palmen stehen bleiben? Schon bei den sanften Winden in dem Tal wogen sie sich wie zu einem unsichtbaren Takt umher – wie überstehen sie einen Sturm? Es erschien uns wie ein physikalisches Wunder. Ein Wunder der Natur, das uns tief berührte. Und damit war es der perfekte Abschluss, das perfekte Symbol für dieses Land, das uns vorkam wie ein unendlich kostbares Geschenk.

Denn dann, viel schneller als uns lieb war, neigten sich unser Monat in Kolumbien dem Ende entgegen. Von der Kaffezone aus flogen wir nach Cartagena und bestaunten dort die wunderbare Altstadt. Zwei Eindrücke sind mir aus dieser Zeit im Gedächtnis geblieben: Zum einen, dass die Fußball-WM anfang und einfach mal 90 Prozent aller Kolumbianer im Trikot auf der Straße waren. Das erste und einzige WM-Spiel, das ich in Kolumbien sehen sollte, endete übrigens 1:2 gegen Japan. Die Party, die ich mir vorgestellt hatte, fiel also ins Wasser – im wahrsten Sinne des Wortes, denn es regnete an diesem Tag wie verrückt. Und dann zweitens, die Präsidentschaftswahl, in der der Kandidat gewann, der das Friedensabkommen mit der FARC neu verhandeln oder am liebsten gleich aufkündigen wollte. Wir verließen Kolumbien also mit dem traurigen Gefühl, dass sich die belebte Geschichte des Landes nicht einfach so von heute auf morgen in Luft auflösen würde. Die Wunden, die die Gesellschaft erlitten hatte, waren einfach zu tief.

Und dann hieß es auch schon Abschied nehmen. Es war ein seltsamer Monat voller Hochs, einiger Tiefs und einer Menge emotional anstrengender Situationen gewesen. Vor allem war er furchtbar schnell vorbeigegangen. In der Rückschau bilden unsere Zeit in Mexiko und die in Kolumbien immer eine Einheit: die einzigen Länder im Süden Amerikas

und der Backpacker-Abschnitt zwischen unseren beiden Aufenthalten auf Meadow Farm, die doch beide so anders waren als unser Backpacker-Leben in Irland. Und jetzt, nach dem Ende unserer Weltreise, kann ich sagen: Irland und Kolumbien waren die Länder, in die ich mich am meisten verliebt habe. Nicht zwangsläufig die schönsten Länder oder die, in denen wir die schönste Zeit verbracht haben, sondern die, die am meisten in mir ausgelöst haben. Eine irrationale Zuneigung, wenn man so will, die nicht aus Fotos oder Erlebnissen kommt, sondern aus dem Herzen. Und das war ja spätestens seit unserem Paragliding-Flug an Höchstleistungen gewohnt.